



Geschäftsstelle der Synode

Drucksache
IV / 7

4. Tagung der 11. Synode
der Evangelischen Kirche in Deutschland
6. bis 9. November 2011
in Magdeburg

K U R Z S T A T E M E N T

zum Schwerpunktthema

"Was hindert's, dass ich Christ werde?"

(nach Apg. 8,36)

Missionarische Impulse

Prof. Dr. Birgit Weyel

- unredigierte Fassung -

„Was hindert's, dass ich Christ bin?“

Zur Wahrscheinlichkeit von Christentum in empirischer Perspektive

Aus einer allgemeinen Vogelflugperspektive Gründe zu benennen, warum die Zahl der Christen in Deutschland zurückgeht, ist nicht schwer. Traditionsabbrüche in Ostdeutschland, der demographische Wandel, Migration – damit sind nur einige wenige Megatrends angesprochen, die das Leben von Menschen prägen und auch für die christlichen Kirchen in Deutschland Rahmenbedingungen setzen, die sich ihren Steuerungsmöglichkeiten entziehen.

Für den Einzelnen bzw. die Einzelne Gründe zu benennen, ist deutlich schwieriger. Tatsächlich ist Jeder und Jede ein Sonderfall¹ – gerade in empirischer Perspektive, wenn man – wie es die Bezugnahme auf den Mann aus Äthiopien in der Apg. 8,36 nahe legt – nicht nur statistische Aussagen über einen einzelnen Menschen treffen möchte, sondern diesen selbst zu Wort kommen lässt. Was einen Menschen tatsächlich hindert, Christ zu sein oder, wie es von dem Äthiopier überliefert wird, was ihn positiv bewegt, sich taufen zu lassen, wissen wir nicht. Man kann Menschen danach fragen und ihre Selbstauskünfte interpretieren. Man kann Fragebögen und Interviews als Erhebungsinstrumente einsetzen und mögliche Zusammenhänge zum Vorschein bringen. Wir werden aber nie die komplexe Bedingungskonstellation von Religion und Glaube abbilden können. Glauben oder Unglauben kann nicht durch einzelne Faktoren, auch nicht durch ein Bündel an Faktoren wie Alter, Geschlecht, Lebensumstände und Milieuzugehörigkeit erklärt werden, sondern der Glaube bleibt uns wesentlich entzogen und dem Wirken des Heiligen Geistes überlassen. Meines Erachtens ist es sehr wichtig, sich diese Grenzziehungen bewusst zu machen:

- a) aus Respekt vor dem Phänomen der gelebten Religion der Menschen, die etwas für sich und ihr Leben als wahr erkannt haben und das authentisch bezeugen;
- b) aus Realismus angesichts dessen, was man in kirchenleitender Perspektive beeinflussen kann und was nicht; und schließlich
- c) aus wissenschaftlicher Redlichkeit angesichts der begrenzten Reichweite der bildgebenden Verfahren.

Man kann nur Hindernisse benennen, die sich Menschen in den Weg stellen, so dass sie sich nicht ausdrücklich zum Christentum zu bekennen können. Drei Schlaglichter möchte ich auf eine solche Topographie der Hindernisse werfen.

1. Biographiebezogene Rituale in Ostdeutschland ("Jugendweihe / Jugendfeier")²

20 Jahre seit dem Ende der DDR nehmen nach wie vor fast 50 Prozent der Jugendlichen in Ostdeutschland an der Jugendweihe teil. Die Wahrscheinlichkeit, an der Jugendweihe teilzunehmen, ist in Berlin höher als in ländlichen Regionen Brandenburgs oder Thüringens. Dennoch ist die Jugendweihe oder Jugendfeier der niedrighschwellige Passageritus ostdeutscher Jugendlicher, der dazu dient, die Ablösung vom Elternhaus und den Zugewinn an Selbstständigkeit/Mündigkeit symbolisch zu inszenieren. Die hohe Akzeptanz der Jugendweihe ist eng verbunden mit dem soziokulturellen Umfeld. Freunde, Familie und Lehrer signalisieren Selbstverständlichkeit im Blick auf die Ritualteilnahme. Durch ihr Verhalten vermitteln sie den Jugendlichen das Verständnis von Jugendweihe als biographische Passage. Die Selbstpräsentation in einem feierlichen Akt, die Akklamation durch Freunde, Familie und das soziale Umfeld dienen der Selbstvergewisserung in einer biographisch ambivalenten Phase. In den Erzählungen der Jugendlichen spielt die Selbstpräsentation eine große Rolle.

„Man ist dann für Sekunden im Mittelpunkt des Geschehens. Aber ich muss mal sagen, es ist hinterher, ist das so n total geiles feeling. Ja, dann so, dann kannst du sagen: ich war im Ram-

¹ So der Titel der Studie: A. Dubach/R.J. Campiche, Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz (1993).

² Vgl. dazu Birgit Weyel, Die Jugendweihe. Die Dynamik eines Rituals zwischen Beharrung und Wandel, in: BThZ 26 (2009), Heft 1, 31-46.

penlicht – einmal ham se mich in der großen Leinwand gezeigt. Ich meine, ham se mit 200 andren Leuten och gemacht, aber ich fand det schon nich schlecht so.“³

Die lebensgeschichtliche Strukturierungsfunktion und die Vergewisserung von Akzeptanz prägen die Bedeutung des Jugendrituals, weniger der weltanschauliche Hintergrund der Jugendweihe. Die nichtreligiöse, nichtkirchliche Prägung der Jugendweihe wird wahrgenommen, aber sie entspricht der ostdeutschen Identität. Die Familiengeschichte wird fortgeschrieben, denn die Eltern haben selbst vor oder nach 1989 an der Jugendweihe teilgenommen. Religionslosigkeit ist der Normalfall, der nicht weiter begründungsbedürftig ist.⁴ In gesteigertem Maße begründungsbedürftig aber wird die Konfirmation, wo diese ein Minderheitenritual darstellt. Dies prägt auch die Mentalität vieler Kirchengemeinden. So wird der konfessorische Charakter der Konfirmation und der Minderheitenstatus der Konfirmanden verstärkt.

Die Teilnahme an der Konfirmation in Ostdeutschland wird dadurch nicht nur erschwert, sondern sie steht in der Gefahr, keine soziale Ordnung mehr abzubilden, die außerhalb des engen Geltungsbereichs der Gemeinde Plausibilität für sich beanspruchen könnte. Die Akzeptanz der Konfirmation in ihrem gesellschaftlichen Umfeld spielt aber eine wichtige Rolle nicht nur für ihre Popularität, sondern auch im Blick auf eine Verständigung über und symbolische Darstellung von Werten der bürgerlichen Öffentlichkeit. Daher ist gerade die Anschlussfähigkeit der theologischen Bedeutungszuschreibungen der Konfirmation an ihre Öffentlichkeit von zentraler Bedeutung und eine betont niederschwellige Konfirmandenarbeit wichtig, die den Einstieg in den familienbiographischen Ritualwechsel erleichtert und nicht durch die Verinnerlichung der Minderheitensituation für die betroffenen Eltern und Jugendlichen erschwert wird.

2. Die individuelle Spiritualität der Sinnsuche

Der individuelle Sinnsucher könnte in Nord- oder Westdeutschland zu Hause sein. Er versteht sich nicht als religionslos, eher als hochreligiös. Er hat Distanz zur Kirche, weil er gegenüber Institutionen skeptisch ist, aber er integriert christliche Frömmigkeitselemente in seine individuelle Spiritualität. Das Reisen in andere Länder und das Pilgern auf dem Jakobsweg dienen ihm dazu, sich eine eigene Identität zu erlaufen. „Anscheinend weiß ich ja nicht einmal so genau, wer ich bin. Wie soll ich da herausfinden, wer Gott ist? ... Also gut, als Erstes suche ich nach mir; dann sehe ich weiter.“⁵ Selbstvergewisserung und Selbstverlust, der spielerische Umgang mit traditionellen Pilgerrollen, die Distanzierung vom Alltag mit seinen sozialen Zumutungen durch eine Auszeit, das Einschwingen in die Erzählgemeinschaft derer, die den Pilgerweg gegangen sind, die Suche nach einer authentischen Gotteserfahrung – das alles sind diffuse und zugleich starke Motive, sich auf den Weg zu machen. Das Wandern alleine und in Gruppen verbindet Selbsterfahrung und Religion auf der Reise. Im Zentrum steht die Körpererfahrung, die Erweiterung der körperlichen Leistungsfähigkeit, die Intensivierung elementarer leiblicher Vollzüge: Essen, Trinken, Schlafen, Ausruhen – und dann weiter laufen.

Der individuelle Sinnsucher ist offen für esoterische Sinnangebote. Seine Freundin legt Tarotkarten und versteht sich selbst als Engelmedium. Mit den geflügelten Vertretern der mittleren Transzendenz nimmt sie Kontakt auf, befragt sie nach dem Befinden von Verstorbenen und bittet um eine Wegweisung für sich und andere, wenn eine wichtige Entscheidung bevorsteht. Das Kennzeichen der individualisierten Sinnsuche ist, dass sie prinzipiell unab-

³ Aus einem Interview bei Inga Pinhard: Jugendweihe – Funktion und Perspektiven eines Übergangsrituals im Prozess des Aufwachsens, in: Dietrich Harth/Gerrit Jasper Schenk (Hg.): Ritualdynamik. Kulturübergreifende Studien zur Theorie und Geschichte rituellen Handelns, Heidelberg 2004, 197–217: 209.

⁴ Vgl. dazu: Monika Wohlrab-Sahr: Religionslosigkeit als Thema der Religionssoziologie, in: PTh 90 (2001), 152–167.

⁵ Hape Kerkeling, Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg, München 2006, 22. Vgl. dazu Detlef Lienau, Sich erlaufen. Pilgern als Identitätsstärkung, in: IJPT 13 (2009), 62-89.

geschlossen ist, dass sie mit erlebnisintensiven Sinnangeboten aus unterschiedlichen Religionen und kulturellen Kontexten experimentiert, sie transformiert. Welche Erfahrungen macht der individuelle Sinnsucher mit der Kirche? Er ist kritisch gegenüber allem Institutionellen. Aber vermutlich steht Kontakten mit der Kirche auch die Skepsis gegen seine Präferenz für eine nicht festgelegte, vagierende Religiosität entgegen.

3. Der Verlust von Transzendenz

Ein drittes Phänomen ist der Verlust eines Zugangs zu einer transzendenten Dimension. Im Rahmen von Interviews mit Krebskranken erzählt eine Frau, ca. 30 Jahre alt und gebildet, von den Schwierigkeiten, mit der Krankheit zu leben. Sie hat einen osteuropäischen Migrationshintergrund, kommt aus einem christlich-orthodoxen Elternhaus, aber sie lebt ohne Bezug zum christlichen Glauben. Die Erkrankung hat sie zwar in Kontakt mit anderen gebracht, die ihr Schicksal deuten. Sie selbst aber findet keinen Zugang zu einem Gott als Gegenüber, zu dem sie sich selbst in Beziehung bringen könnte. Sie erzählt:

„Ich hab mit einer Frau aus einem Krebsforum gesprochen, sehr lange. Ich hab sie noch nie gesehen, aber wir haben wirklich auch über solche Dinge, über religiöse Themen gesprochen, [...] und sie hat mal so einen Satz gesagt, der eigentlich an sich faszinierend ist. ‚Ich habe einfach die Überzeugung oder das Gefühl, oder das Gefühl, ja, auch wenn mich keiner auf der Welt liebt, Christus liebt mich trotzdem.‘ Dass sie sozusagen, sie fühlt sich aufgehoben, dass es auf jeden Fall jemanden gibt, und das ist der Sohn Gottes, der sie liebt. Und ich finde, es ist ein Gedanke, der dir in jeder Situation helfen kann, und ich verstehe, wie toll das auch wäre. Aber ich kann das nicht nachempfinden, so wie viele Sachen. Ich wiederhole sie, ich weiß ungefähr, was die Leute sagen wollen, und ich kann aber sehr wenige Sachen richtig nachempfinden, also so, dass es mir auch irgendwie einleuchtend wäre.“⁶

Man kann weder fundierte Aussagen über Gründe machen, noch statistische Aussagen über Häufigkeiten des hier eindrücklich beschriebenen Transzendenzverlustes machen. Und doch ist auch das Realität: Manchmal finden Menschen keinen Zugang zu Gott. Sie lehnen das Christentum nicht ab, Gottesvergessenheit kann man ihnen nicht unterstellen, sie suchen auch nicht nach spirituellen Alternativen. Die Gottesbeziehung ist, jedenfalls zum Zeitpunkt der Erhebung, eine Leerstelle in ihrem Leben.

4. Zur Aufgabe der evangelischen Kirche

Nach wie vor ist das Christentum in der Gesellschaft präsent. Nach wie vor bekennen sich mindestens 62 % der deutschen Bevölkerung zum Christentum.⁷ Sie sind Mitglieder einer der beiden großen christlichen Kirchen, Angehörige orthodoxer Kirchen oder Freikirchen. Nicht gezählt sind die Menschen, die sich als Christen selbst verstehen, ohne sich institutionell zuzuordnen. Unsere Kultur ist selbstverständlich christlich geprägt, so selbstverständlich, dass Werte und Einstellungen nicht mehr als explizit christliche identifiziert werden. Das religiöse Leben in Deutschland hat sich allerdings individualisiert und pluralisiert. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich Menschen zum Christentum bekennen, ist in manchen Regionen größer als in anderen. Die Sozialisation spielt eine wichtige Rolle: die familiäre Situation, das soziokulturelle Umfeld, Freunde, Lehrer u. a. m. Die Aufgabe der evangelischen Kirche ist es, das Gespräch über christliche Lebensdeutungen in engem Anschluss an die lebensweltlichen Erfahrungen der Menschen zu fördern. Sie darf sich nicht selbst marginalisieren. Die Menschen, die das Gespräch suchen, sind nicht für eigene Zwecke zu gewinnen, sondern als religiöse Akteure ernst zu nehmen.⁸ Sie sind keine Konsumenten, an die man vermeintlich passgenaue Angebote adressieren muss. Vieles spricht dafür, dass die Kirche auch in

⁶ Interview P 3 (Quelle bei der Autorin).

⁷ Vgl. <http://www.ekd.de/statistik/mitglieder.html> auf der Basis von 2009.

⁸ Vgl. auch Birgit Weyel, Gibt es eine Wiederkehr der Religion? Überlegungen zur Kirche als Kommunikationsraum, in: Tim Unger (Hg.), Zum Glauben reizen. Mission und Glaubensvermittlung in der postsäkularen Gesellschaft, Hannover 2011, 11-26

dem von Umbrüchen und gesellschaftlichem Wandel gekennzeichneten 21. Jahrhundert bei der Frage nach dem, was sie tun soll, ganz grundsätzlich an ihre Hauptaufgabe verwiesen bleibt: die Bedeutung des christlichen Glaubens für das Leben verständlich und ansprechend mitzuteilen.